Die Autorin, die mehrere Jahre bei den Yequana-Indianern im venezolanischen Urwald gelebt hat, schildert eindrucksvoll deren harmonisches, glückliches Zusammenleben und entdeckt seine Wurzeln im Umgang dieser Menschen mit ihren Kindern: Sie zeigt, daß dort noch ein bei uns längst verschüttetes natürliches Wissen um die ursprünglichen Bedürfnisse von Kleinkindern existiert, das wir erst neu zu entdecken haben.

Die ‚Frankfurter Runschau' schrieb: „Ein menschliches und lebendiges Buch über das Leben, wie es lebenswert sein könnte. Es liest sich spannend wie ein Roman."

Jean Liedloff ist in New York geboren und aufgewachsen. Nach dem Universitätsbesuch unternahm sie mehrere Expeditionen in den venezolanischen Urwald, auf denen sie die Gedanken dieses Buches entwickelte. Von 1968 bis 1970 gab sie die Zeitschrift „The Ecologist" heraus. Gegenwärtig lebt sie als Publizistin und Psychotherapeutin in London.

JEAN LIEDLOFF

Auf der Suche nach dem verlorenen Glück

Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit

VERLAG C.H.BECK MÜNCHEN

Aus dem Englischen übertragen von Eva Schlottmann
und Rainer Taëni
Titel der Originalausgabe: The Continuum Concept
(Alfred A. Knopf, Inc., New York 1977)

Das Nachwort zur Neuauflage erschien zuerst in der englischsprachigen
Taschenbuchausgabe bei Penguin Books Ltd., Harmondsworth 1986.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Liedloff, Jean:
Auf der Suche nach dem verlorenen Glück : gegen
d. Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in d. frühen
Kindheit / Jean Liedloff. [Aus d. Engl. übertr.
von Eva Schlottmann u. Rainer Taëni]. –
163.–192. Tsd. – München: Beck, 1989.
(Beck'sche Reihe ; Bd. 224)
Einheitssacht.: The continuum concept (dt.)
ISBN 3 406 32078 3
NE: GT

ISBN 3 406 32078 3

Durchgesehene Auflage. 1989
163.–192. Tausend der deutschen Ausgabe
Einbandentwurf von Uwe Göbel, München
Umschlagbild: Venezolanische Indianerin mit Kind (Foto: Ernst Josef Fittkau)

Gesamtherstellung: Georg Appl, Wemding
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort

Es gibt Bücher, denen man den Explosivstoff, den sie enthalten, auch nach einigem Durchblättern und Überfliegen nicht ansieht. Liedloffs „Auf der Suche nach dem verlorenen Glück" gibt sich, oberflächlich betrachtet, wie ein Buch über indianische Lebensweise, oder vielleicht auch wie einer der üblichen praktischen Ratgeber zum Thema Kinderaufzucht, der Eltern berät, wie sie bei ihren Kindern dieses oder jenes verbessern oder verhindern können. Es ist jedoch weit mehr als das – wie viel mehr, wird erst dem aufmerksamen Leser, vielleicht gar erst beim zweiten Durchlesen, vollständig deutlich.

Ich selbst habe mich jahrelang mit der Erforschung des Phänomens der latenten Angst befaßt, seit ich eines Tages erkannte, wie so gut wie jeder von uns sein Lebtag eine Bürde von versteckter, ihm selbst zumeist unbewußter Angst, die mit körperlicher Verklemmung und mangelndem Selbstvertrauen gekoppelt ist, mit sich herumschleppt. Und je mehr ich dem nachforschte, umso deutlicher wurde mir, daß in der Tat auch unsere gesellschaftlichen Strukturen auf zerstörerische Weise von diesem Phänomen mitgeprägt sind. Die beunruhigende Frage, die sich in diesem Zusammenhang aufdrängt, ist, ob angesichts dieser Tatsache noch Hoffnung für die Menschheit bestehen kann – und worin.

Dieses Buch liefert Hoffnung. Es zeigt zunächst den Grund der latenten Angst überzeugend auf, indem es die These vertritt, daß das Wesen des Menschen selbst von uns – auch von den Autoritäten der Wissenschaft – nicht mehr verstanden und daher auch in der Säuglings- und Kinderaufzucht nicht ausreichend berücksichtigt wird. Sein eigentliches Thema ist das menschliche „Kontinuum" – und was ein Leben im Einklang damit bedeuten müßte. Gemeint ist mit dem Begriff die uns

angeborene, kontinuierliche Folge von triebenergetisch motivierten Erwartungen, die erfüllt werden *müssen,* ehe der Organismus sich unbeeinträchtigt auf seine nächste (evolutionär festgelegte) Entwicklungsstufe begeben kann. Werden sie es nicht – und dies beginnt mit dem ersten Atemzug des Neugeborenen –, so ist das schließliche Ergebnis ein Leben in Unzufriedenheit, Vertrauensmangel, Liebesunfähigkeit und verdrängter Angst: die fatale Art von Verklemmung, an der wir „Zivilisierten" durchweg leiden.

Um konkreter zu werden: Es gibt kein Tier, das nicht *„wüßte"* (unfehlbar und ohne Zweifel), was es braucht für sein Wohlbehagen und seine Gesundheit, was ihm bekömmlich ist – und vor allem: wie es seine Jungen behandeln muß, damit diese sich optimal entwickeln. Der Mensch in der Zivilisation jedoch weiß es nicht – er hat es vergessen.

Kleinkinder allerdings tragen dieses unfehlbare Wissen über die eigenen Bedürfnisse noch in sich. Und schreien es, da die Umstände dem generell nicht entsprechen, heraus in tiefer Seelenqual – zu einem Zeitpunkt, da sie noch nicht einmal sprechen, geschweige denn logisch denken können. Nur selten wird der Ausdruck dieser Qual als solcher von Eltern oder anderen Pflegepersonen verstanden und beachtet. Schmerz, Angst, extreme Verstörung und Verunsicherung insbesondere hinsichtlich dessen, was *richtig* ist, sind auch dann die Folge, wenn sich keine besonders offenkundigen „neurotischen" Symptome einstellen. Denn die früheste Erfahrung war: alles ist falsch. Also wird auch das eigene Verhalten falsch. Im günstigsten Fall ist das Resultat ein fanatisches Sich-Klammern an äußere Autoritäten. Im schlimmsten: Kriminalität, Sucht, Psychose, Selbstmord – all das, worunter wir als Einzelne wie als Gesellschaft immer deutlicher leiden. Hier, in der Vernachlässigung der Erwartungen des Kontinuums zum frühesten Zeitpunkt, liegt die Ursache für unser aller Unglück.

Das wahrhaft Revolutionäre an Liedloffs Buch besteht darin, daß es diese Zusammenhänge am Beispiel einer Gesellschaft, die tatsächlich noch anders ist, verdeutlicht; und damit, wie

gesagt, Hoffnung liefert – auch für uns –, daß alles wieder anders werden *könnte* weil die Fähigkeit zum Sich-Wohlfühlen im Hier und Jetzt unwiderlegbar in Reichweite des Menschen liegt, so wie er geboren wurde.

Nicht daß wir, um diesen Zustand wiederzuerlangen, nun selbst leben müßten wie südamerikanische Indianer. Das Leben der Yequana gilt in diesem Buch nur als Beispiel. Wesentlich ist, daß wir endlich beginnen, uns neue Gedanken zu machen über die Beschaffenheit des Menschen. Tun wir es in dem Sinne, wie Jean Liedloff es uns nahelegt: unser Leben kann, ja muß sich von Grund auf verändern – besonders, was unsere Einstellung zu den Kindern betrifft, die ja die verkörperte Hoffnung der Menschheit sind. In diesem Sinne hat „Auf der Suche nach dem verlorenen Glück" uns sehr Wesentliches zu sagen – Dinge, die selbst der Schulwissenschaft bisher nicht bekannt sind. Es ist Zeit, daß sie gesagt werden – und daß wir alle dementsprechend zu handeln beginnen, auf daß die Herrschaft der Angst in der Welt endlich eingedämmt werde.

Rainer Taëni

1. Wie sich meine Ansichten so grundlegend wandelten

Mit diesem Buch möchte ich eine These vortragen und nicht eine Geschichte erzählen. Doch halte ich es für zweckmäßig, ein wenig von meiner Vorgeschichte zu berichten, etwas darüber, wie der Boden für meine These vorbereitet wurde. Dies mag erklären helfen, wieso meine Ansichten sich so weit von denen der Amerikaner des 20. Jahrhunderts, unter denen ich aufwuchs, entfernten.

Ich begab mich in die südamerikanischen Urwälder, ohne eine Theorie beweisen zu wollen, mit nicht mehr als normaler Neugier über die Indianer und einer vagen Hoffnung, dort irgendetwas Bedeutsames zu lernen. Auf meiner ersten Reise nach Europa wurde ich in Florenz von zwei italienischen Forschern eingeladen, mich ihrer Diamantensuchexpedition in der Gegend des Caroni in Venezuela (eines Nebenflusses des Orinoco) anzuschließen. Es war eine Einladung in letzter Minute, und mir blieben zwanzig Minuten, um mich zu entscheiden, zum Hotel zu stürzen, zu packen, zum Bahnhof zu rasen und auf die gerade anfahrende Bahn zu springen.

Es war sehr dramatisch; aber dann doch ziemlich beängstigend, als der Wirbel sich plötzlich legte und ich die Kofferstapel in unserem trübe beleuchteten Abteil wahrnahm, gespiegelt in den staubigen Fenstern, und erkannte, daß ich unterwegs war zu einem wirklichen Urwald.

Mir war keine Zeit geblieben, mir über die Gründe, aus denen ich fahren wollte, klarzuwerden, doch meine Reaktion war sekundenschnell und sicher gewesen. Das Unwiderstehliche war für mich nicht der Gedanke an die Diamanten, obwohl das Ausgraben eines Vermögens aus tropischen Flußbetten sich weit aufregender anhörte als irgendeine andere mir denkbare

Arbeit. Das Wort „Urwald“ war es, das allen Zauber in sich trug, vielleicht wegen eines Erlebnisses, das mir als Kind widerfuhr.

Es geschah, als ich acht war, und es schien große Bedeutung zu haben. Immer noch betrachte ich es als eine wertvolle Erfahrung; doch wie die meisten solcher Augenblicke der Erleuchtung, gewährte es einen flüchtigen Blick auf die Existenz einer Ordnung, ohne ihre Struktur aufzudecken, oder anzuzeigen, wie sich ein solcher Einblick über die Verwirrungen des Alltags hinwegretten ließe. Am enttäuschendsten war, daß die Überzeugung, ich hätte endlich die unfaßbare Wahrheit geschaut, wenig oder gar nichts dazu beitrug, meine Schritte durch den Wirrwarr zu lenken. Die kurze Vision war zu flüchtig, um den Rückweg zur Anwendbarkeit zu überleben. Ihr standen all meine weltlichen Motivationen entgegen und, am verheerendsten, die Macht der Gewohnheit; dennoch ist sie vielleicht erwähnenswert: war sie doch ein Hinweis auf jenes Gefühl der Richtigkeit (eleganter läßt es sich wohl nicht ausdrücken), von dessen Suche dieses Buch handelt.

Das Ereignis trug sich zu auf einer Wanderung in den Wäldern von Maine, wo ich in einem Sommerzeltlager lebte. Ich war die letzte der Gruppe; ich war ein wenig zurückgeblieben und beeilte mich gerade, den Abstand aufzuholen, als ich durch die Bäume hindurch eine Lichtung erblickte. Eine prächtige Tanne stand an ihrem Außenrand und in der Mitte ein kleiner Erdhügel, bedeckt von glänzendem, fast leuchtendem, grünem Moos. Die Strahlen der Nachmittagssonne fielen schräg auf das blauschwarze Grün des Nadelwaldes. Das kleine Dach, das vom Himmel zu sehen war, war von vollkommenem Blau. Das ganze Bild war von einer Vollständigkeit, einer solchen Vollkommenheit konzentrierter Kraft, daß es mich abrupt stehenbleiben ließ. Ich trat an den Rand der Lichtung und dann, behutsam wie an einen magischen oder heiligen Ort, in ihre Mitte, wo ich mich setzte und dann hinlegte, die Wange gegen das frische Moos gepreßt. „Hier ist es“, dachte ich, und ich fühlte die Angst, die mein Leben durchzog, von mir abfallen.

Dies endlich war der Ort, wo die Dinge so waren, wie sie sein sollten. Alles war an seinem Platz – der Baum, die Erde darunter, der Felsen, das Moos. Im Herbst würde er richtig sein; im Winter unterm Schnee vollkommen in seiner Winterlichkeit. Der Frühling würde wiederkehren und Wunder auf Wunder würde sich entfalten, jedes zu seiner Zeit; manches wäre abgestorben, anderes entfaltete sich im ersten Frühling; aber alles von gleicher und vollkommener „Richtigkeit“.

Ich spürte, daß ich die fehlende Mitte der Dinge entdeckt hatte, den Schlüssel zur Richtigkeit selbst, und daß ich mir dieses Wissen, das an jenem Ort so klar war, bewahren müsse. Einen Augenblick lang war ich versucht, ein Stückchen von dem Moos mitzunehmen, um es als Erinnerung zu behalten; aber ein recht erwachsener Gedanke hielt mich zurück. Ich fürchtete plötzlich, daß ich, indem ich mir ein Amulett aus Moos aufhob, den wirklichen Preis verlieren könnte: die Einsicht, die ich gehabt hatte. So könnte es geschehen, daß ich meine Vision als gesichert betrachten würde, solange ich das Moos behielt, nur um eines Tages festzustellen, daß ich nichts als ein Krümelchen toter Vegetation besaß.

Ich nahm also nichts, gelobte mir aber, mich jeden Abend vor dem Zubettgehen an die Lichtung zu erinnern und mich dadurch niemals von ihrer stabilisierenden Kraft zu entfernen. Ich wußte schon als Achtjährige, daß die Verwirrung der Wertbegriffe, die mir von Eltern, Lehrern, anderen Kindern, Kindermädchen, Jugendarbeitern und anderen aufgedrängt wurden, mit meinem Heranwachsen nur schlimmer werden würde. Die Jahre würden noch Komplikationen hinzufügen und mich in ein immer undurchdringlicheres Dickicht von Gutem und Schlechtem, Wünschenswertem und Unerwünschtem hineinsteuern. Ich hatte bereits genug erlebt, um das zu wissen. Wenn ich aber die *Lichtung* bei mir behalten könnte, so dachte ich, würde ich mich nie verirren.

In jener Nacht im Lager rief ich mir die *Lichtung* ins Gedächtnis zurück, und dabei erfüllte mich ein Gefühl der Dankbarkeit, und ich erneuerte meinen Schwur, mir meine Vision zu bewah-

ren. Und Jahre hindurch behielt sie ihre Kraft unvermindert bei, da ich Nacht für Nacht im Geist den kleinen Erdhügel, die Tanne, das Licht, die Ganzheit erblickte.

Im Laufe der Jahre jedoch stellte ich oft fest, daß ich tage- oder wochenlang hintereinander die *Lichtung* vergessen hatte. Ich versuchte, das Gefühl der Erlösung zurückzuerlangen, das sie früher durchdrungen hatte. Aber mein Horizont erweiterte sich. Die einfachere Art von Wertbegriffen aus der Kinderstube (artig oder ungezogen) war allmählich von den oft widerstreitenden Werten meines Kulturkreises und meiner Familie abgelöst worden, einer Mischung viktorianischer Tugenden und Umgangsformen mit einer starken Neigung zu Individualismus, liberalen Ansichten und künstlerischen Talenten und vor allem der Bewunderung eines glänzenden und originellen Verstandes, wie meine Mutter ihn besaß.

Ehe ich etwa fünfzehn war, erkannte ich mit dumpfer Traurigkeit (da ich nicht mehr wußte, worüber ich trauerte), daß mir die Bedeutung der *Lichtung* verlorengegangen war. Ich erinnerte mich vollkommen an die Szene im Wald, doch, wie befürchtet, als ich es unterlassen hatte, das Stückchen Moos als Andenken mitzunehmen: ihre Bedeutsamkeit war verschwunden. Stattdessen war mein geistiges Bild von der *Lichtung* zu dem leeren Amulett geworden.

Ich lebte bei meiner Großmutter; und als sie starb, beschloß ich, nach Europa zu fahren, obgleich ich die Universität noch nicht abgeschlossen hatte. Während meiner Trauer waren meine Gedanken nicht sehr klar; da aber jede Hinwendung zu meiner Mutter stets damit endete, daß ich verletzt wurde, hatte ich das Gefühl, ich müsse eine riesige Anstrengung machen, mich auf die eigenen Füße zu stellen. Keiner der Wünsche, die zu haben man von mir erwartete, schien mir erstrebenswert: ich wollte weder für Modejournale schreiben, noch eine Karriere als Fotomodell machen oder eine weitere Ausbildung absolvieren.

In meiner Kabine auf dem Schiff nach Frankreich weinte ich aus Angst, daß ich für die Hoffnung auf etwas Namenloses

vielleicht all das mir Vertraute verspielt haben könnte. Doch umkehren wollte ich nicht.

Ich streifte in Paris umher, machte Skizzen und schrieb Gedichte. Mir wurde eine Stelle als Mannequin bei Dior angeboten, aber ich nahm sie nicht an. Ich hatte Verbindungen zur französischen Zeitschrift ‚Vogue', nutzte sie jedoch nicht, außer für vorübergehende Jobs als Modell, die keine Verpflichtung mit sich brachten. Aber ich fühlte mich in diesem fremden Land mehr daheim als je in meiner Geburtsstadt New York. Ich spürte, daß ich auf dem richtigen Weg war, doch hätte ich noch immer nicht sagen können, wonach ich suchte. Im Sommer fuhr ich nach Italien, zuerst nach Venedig und dann, nach einem Besuch in einem Landhaus in der Lombardei, nach Florenz. Dort traf ich die beiden jungen Italiener, die mich nach Südamerika zur Diamantensuche einluden. Wiederum – wie schon bei meiner Abreise aus Amerika – erschreckte mich die Kühnheit meines Schrittes, aber nie dachte ich auch nur für einen Augenblick an Rückzug.

Als endlich nach vielen Vorbereitungen und Verzögerungen die Expedition begann, reisten wir den Carcupi-Fluß hinauf, einen kleinen unerforschten Nebenfluß des Caroni. In einem Monat legten wir eine beträchtliche Strecke flußaufwärts zurück, trotz der Hindernisse – hauptsächlich über den Fluß gefallene Baumstämme –, durch die wir uns mit Äxten und Macheten eine Durchfahrt für das Kanu hauen mußten, oder der Wasserfälle und Stromschnellen, über die wir mit der Hilfe von zwei Indianern etwa eine Tonne Material transportierten. Bis wir schließlich einen Lagerstützpunkt errichteten, von dem aus wir einige Nebenflüßchen erforschen wollten, hatte die Wassermenge des kleinen Flusses bereits um die Hälfte abgenommen.

Es war unser erster Rasttag, seit wir auf dem Carcupi fuhren. Nach dem Frühstück entfernten sich der italienische Führer und die beiden Indianer, um die geologische Lage zu erkunden, während der andere Italiener sich dankbar in seiner Hängematte räkelte.

Ich nahm eins der zwei Taschenbücher, die ich unter den wenigen englischen Titeln auf dem Ciudad Bolivar Flughafen ausgewählt hatte, und suchte mir einen Sitzplatz zwischen den Wurzeln eines breiten Baumes, der den Fluß überspannte. Ich las das erste Kapitel zum Teil durch, nicht etwa gedankenverloren, sondern der Geschichte mit normaler Aufmerksamkeit folgend, als mich plötzlich mit ungeheurer Wucht eine Erkenntnis durchfuhr: „Hier ist es ja! Die *Lichtung!*" Die ganze mit der Einsicht des kleinen Mädchens verbundene Erregung kehrte zurück. Ich hatte sie verloren; und jetzt, in einer ausgewachsenen *Lichtung*, im größten Urwald der Erde, war sie zurückgekommen. Die Mysterien des Urwaldlebens, die Lebensweise seiner Tiere und Pflanzen, seine dramatischen Gewitter und Sonnenuntergänge, seine Schlangen, seine Orchideen, seine faszinierende Jungfräulichkeit, die Schwierigkeit, ihn zu durchdringen, und seine verschwenderische Schönheit ließen ihn mir sogar in noch lebhafterem und tieferem Sinne „richtig" erscheinen. Es war Richtigkeit in großartiger Dimension. Als wir ihn überflogen, hatte er wie ein großer grüner Ozean ausgesehen, der sich beidseitig bis zum Horizont erstreckte – von Wasserwegen durchzogen, hoch erhoben auf trotzige Berge, dem Himmel dargeboten auf den offenen Händen der Hochebenen. In jeder einzelnen seiner Zellen vibrierte er mit Leben, mit Richtigkeit – sich stets verändernd, stets unversehrt, und immer vollkommen.

In meiner Freude meinte ich an jenem Tag, ich sei am Ende meiner Suche angelangt, mein Ziel sei erreicht: der klare Einblick in das Wesen der Dinge, so, wie sie unverfälscht und am besten sind. Es war die „Richtigkeit", die ich durch die Verunsicherungen meiner Kindheit hindurch zu erkennen versucht hatte, wie auch in den Jahren des Heranwachsens – in den Gesprächen, Diskussionen, Auseinandersetzungen, die oft bis zur Morgendämmerung geführt wurden, in der Hoffnung, einen Blick davon zu erhaschen. Es war die *Lichtung* – verloren, gefunden, und jetzt wiedererkannt, diesmal für immer. Um mich herum, über mir, unter meinen Füßen war alles richtig – Geborenwerden, Leben, Sterben und Erneuerung, ohne Bruch in der Ordnung des Ganzen.

Liebevoll streichelte ich mit den Händen über die mächtigen Wurzeln, die mich wie ein Sessel umfaßten, und ich begann mit dem Gedanken zu spielen, bis an mein Lebensende im Urwald zu bleiben.

Als die Carcupi-Expedition beendet war (wir hatten tatsächlich einige Diamanten gefunden) und wir uns zu dem kleinen Außenposten Los Caribes zurückbegaben, um Vorräte zu holen, sah ich im Spiegel, daß ich zugenommen hatte; zum ersten Mal in meinem Leben hätte man mich eher als schlank denn als mager beschreiben können. Ich fühlte mich stärker, fähiger und weniger furchtsam als je zuvor. Ich blühte auf in meinem geliebten Urwald. Mir blieben immer noch sechs Monate, um darüber nachzudenken, wie ich es schaffen könnte, auch nach der Expedition dort zu bleiben. Vorerst brauchte ich den damit verbundenen praktischen Problemen noch nicht ins Auge zu sehen.

Als die Monate jedoch verstrichen waren, war ich bereit, den Urwald zu verlassen. Meine blühende Gesundheit war durch Malaria heruntergekommen und meine Moral durch Hunger auf Fleisch und grünes Gemüse untergraben. Ich hätte einen unserer schwer erarbeiteten Diamanten für ein Glas Orangensaft getauscht. Und ich war magerer als je zuvor.

Aber nach siebeneinhalb Monaten hatte ich eine weit genauere Vorstellung von der Richtigkeit des Urwaldes. Ich hatte die Tauripan Indianer gesehen, nicht nur die beiden, die wir angeheuert hatten, sondern ganze Sippschaften, Familien daheim in ihren Hütten, oder solche, die in Gruppen umherzogen, jagten, ein artspezifisches Leben in ihrer natürlichen Umgebung führten, ohne nennenswerte äußere Unterstützung, abgesehen von Machete und Stahlaxt, die ihre ursprüngliche Steinaxt ersetzten. Es waren die glücklichsten Menschen, die ich je gesehen hatte, aber damals bemerkte ich es kaum. Sie waren so anders als wir: kleiner, weniger muskulös, und doch imstande, schwerere Lasten über viel längere Strecken zu tragen als die

besten von uns. Ich fragte mich nicht einmal, warum das so war. Sie dachten in anderen Denkmustern. (Zum Beispiel fragte einer von uns: „Wenn wir nach Padacapah wollen, sollten wir dann im Kanu flußaufwärts fahren oder über Land marschieren?“ und ein Indianer antwortete: „Ja.“) Selten nur war mir deutlich bewußt, daß sie von der gleichen Art waren wie wir, obwohl, danach gefragt, ich das natürlich ohne Zögern bejaht hätte. Die Kinder waren durchweg gut erzogen: sie stritten sich nie, wurden nie bestraft, gehorchten immer willig und sofort; unser abschätziges Urteil „So sind eben Kinder“ paßte auf sie nicht, doch fragte ich mich nie, wieso nicht. Ich hatte keinen Zweifel daran, daß der Urwald „richtig“ war, auch nicht, daß, wonach immer ich suchte, am ehesten dort gesucht werden müßte. Aber die Richtigkeit und Lebensfähigkeit seines Ökosystems, der Pflanzen, Tiere, Indianer usw. fügten sich nicht, wie ich anfangs noch glaubte, automatisch zu einer Antwort und damit zu einer persönlichen Lösung für mich zusammen.

Auch dies war mir damals noch nicht klar. Ich schämte mich ein wenig meiner wachsenden Gier nach Spinat, Orangensaft und Ruhe. Ich empfand eine wildromantische Liebe und Ehrfurcht für den großen, gleichgültigen Wald, und schon während der Vorbereitungen für die Abreise erwog ich Möglichkeiten einer Rückkehr. In Wahrheit hatte ich für mich persönlich überhaupt keine Richtigkeit gefunden. Ich hatte sie nur von außen wahrgenommen, und es war mir gelungen, sie zu erkennen, aber auch das nur sehr oberflächlich. Irgendwie sah ich nicht das Offensichtliche: daß die Indianer, als Menschen wie ich und als Teilhabende an der Richtigkeit des Urwaldes, der gemeinsame Nenner waren, das Bindeglied zwischen der mich umgebenden Harmonie und meiner Sehnsucht danach.

Einige schwache Lichtblitze drangen dennoch zu meinem zivilisationsblinden Verstand durch: beispielsweise, was den Begriff von Arbeit betraf. Wir hatten unser etwas zu kleines Aluminiumkanu gegen einen viel zu großen Einbaum eingetauscht. In diesem aus einem einzigen Baumstamm geschnitzten Gefährt reisten siebzehn Indianer auf einmal mit uns. Auch mit all ihrem Gepäck zusätzlich zu unserem und bei vollzähliger Besatzung sah das Kanu noch immer recht leer aus. Es war eine entmutigende Vorstellung, wie wir es – diesmal mit nur vier oder fünf Indianern, die helfen konnten –, fast einen Kilometer über Felsgestein an einem riesigen Wasserfall vorbei transportieren sollten. Es bedeutete, daß wir Baumstämme quer über den Weg vor das Kanu legen und es zentimeterweise in der gnadenlosen Sonne voranziehen mußten, wobei wir jedesmal unvermeidlich in die Spalten zwischen den Stämmen abrutschen und uns Schienbeine, Knöchel oder worauf wir sonst immer landeten am Granit abschürfen würden, wenn das Kanu außer Kontrolle geraten und sich drehen würde. Wir hatten den Transport mit dem kleinen Kanu schon einmal bewerkstelligt; und die beiden Italiener und ich waren im Bewußtsein des vor uns Liegenden mehrere Tage in Angst vor der schweren Arbeit und den Schmerzen. An dem Tag, an dem wir die Arepuchifälle erreichten, waren wir darauf vorbereitet zu leiden und begannen, mit grimmigem Gesicht und jeden Augenblick hassend, das Ding über die Felsen zu zerren.

Die vermaledeite Pirogge war so schwer, daß sie mehrmals, wenn sie zur Seite kippte, einen von uns gegen den brennendheißen Felsen quetschte, bis die anderen sie wegziehen konnten. Schon nach einem Viertel des Weges waren alle Fußknöchel blutig. Als ich mich einmal für einen Augenblick entschuldigte, ergriff ich die Gelegenheit, auf einen hohen Felsen zu springen, um die Szene zu fotografieren. Von meinem Aussichtspunkt und aus dem momentanen Abstand beobachtete ich eine äußerst interessante Tatsache. Hier vor mir waren mehrere Männer mit ein und derselben Aufgabe beschäftigt. Zwei von ihnen, die Italiener, waren angespannt, verzogen das Gesicht und verloren bei allem die Beherrschung; sie fluchten ununterbrochen in der für Toskaner charakteristischen Art. Die übrigen, alles Indianer, unterhielten sich prächtig. Sie lachten über die Schwerfälligkeit des Kanus und machten ein Spiel aus dem Kampf, sie entspannten sich zwischen den Stößen, lachten über

die eigenen Kratzer und waren besonders erheitert, wenn das Kanu beim Vorwärtsschwanken mal den einen, mal den anderen unter sich festnagelte. Der Betroffene, mit nacktem Rücken gegen den sengenden Granit gepreßt, lachte aus Freude über seine Befreiung unweigerlich am lautesten, sobald er wieder atmen konnte.

Alle verrichteten die gleiche Arbeit, alle erfuhren Mühe und Schmerz. Es gab keinen Unterschied in unseren Situationen, nur hatte uns unsere Kultur den Glauben eingepflanzt, eine derartige Kombination von Umständen stelle auf der Skala des Wohlbefindens ein unbezweifelbares Tief dar; daß uns in der Angelegenheit eine Wahl blieb, war uns gar nicht bewußt.

Die Indianer andererseits, denen ebenfalls nicht bewußt war, daß sie eine Wahl getroffen hatten, befanden sich in besonders fröhlicher Geistesverfassung und genossen das kameradschaftliche Zusammenspiel; und natürlich waren ihnen die vorangegangenen Tage nicht durch lang angestaute Beunruhigung verdorben worden. Jede Bewegung nach vorn war für sie ein kleiner Sieg. Als ich mit dem Fotografieren fertig war und mich wieder der Gruppe anschloß, gab ich freiwillig die zivilisierte Haltung auf und genoß den letzten Teil des Transportes wirklich. Sogar die Abschürfungen und blauen Flecke, die ich erlitten hatte, schrumpften mit bemerkenswerter Leichtigkeit auf das zurück, was sie tatsächlich waren: kleine Verletzungen, die bald heilen würden und weder eine unfreundliche Gefühlsreaktion wie Wut, Selbstmitleid oder Groll nötig machten, noch die Sorge, wieviel es davon wohl bis zum Ende des Schleppens noch geben würde. Im Gegenteil: ich empfand plötzlich Anerkennung für meinen ausgezeichnet konstruierten Körper, der sich ohne Anweisungen oder Entscheidungen meinerseits wieder zurechtflicken würde.

Schon bald jedoch wich mein Gefühl der Befreiung wieder der Tyrannei der Gewohnheit, dem schweren Gewicht kultureller Konditionierung, dem allein fortwährende bewußte Anstrengung entgegenwirken kann. Ich unternahm die notwendige Anstrengung nicht und kehrte daher von der Expedition

auch in dieser Hinsicht ohne großen Gewinn aus meiner Entdeckung zurück.

Ein weiterer Hinweis auf die menschliche Natur und Arbeit ergab sich später.

Zwei Indianerfamilien wohnten in einer Hütte mit Aussicht auf einen herrlichen weißen Strand, eine Lagune in einem weiten Halbkreis von Felsen mit dem Caroni und den Arepuchifällen dahinter. Der eine Familienälteste hieß Pepe, der andere Cesar. Pepe erzählte mir die Geschichte.

Offenbar war Cesar in sehr jungem Alter von Venezolanern „adoptiert" worden und war mit ihnen in eine Kleinstadt gezogen. Man schickte ihn zur Schule, er lernte lesen und schreiben und wurde als Venezolaner aufgezogen. Als er erwachsen war, kam er, wie viele Männer aus jenen Städten in Guyana, zum Oberen Caroni, um sein Glück bei der Diamantensuche zu versuchen. Er arbeitete gerade mit einer Gruppe von Venezolanern, als er von Mundo, dem Häuptling der Tauripans von Guayparu, erkannt wurde.

„Bist du nicht von José Grande in sein Haus mitgenommen worden?" fragte ihn Mundo.

„Ich wurde von José Grande aufgezogen", sagte Cesar, der Geschichte nach.

„Dann bist du zu deinem eigenen Volk zurückgekehrt. Du bist ein Tauripan", sagte Mundo.

Worauf Cesar nach reiflicher Überlegung zu dem Schluß kam, es würde ihm als Indianer besser gehen, als wenn er als Venezolaner lebte; er kam also nach Arepuchi, wo Pepe wohnte.

Fünf Jahre lang lebte Cesar nun mit Pepes Familie, heiratete eine hübsche Tauripan-Frau und wurde Vater eines kleinen Mädchens. Da Cesar nicht gern arbeitete, aßen er, seine Frau und seine Tochter von dem, was in Pepes Pflanzung wuchs. Cesar war hocherfreut, daß Pepe von ihm nicht erwartete, er müsse sich einen eigenen Garten anlegen oder auch nur bei der Arbeit in dem seinen helfen. Pepe arbeitete gern, und da Cesar das nicht tat, paßte diese Regelung beiden Seiten.

Cesars Frau beteiligte sich gern mit den anderen Frauen und Mädchen zusammen am Schneiden und Zubereiten der Cassaba, aber Cesar tat nichts gern, außer den Tapir und gelegentlich anderes Wild zu jagen. Nach einigen Jahren entwickelte er eine Neigung zum Fischen und fügte seine Fänge denen von Pepe und seinen zwei Söhnen hinzu, die immer gern fischten und seine Familie damit stets ebenso großzügig versorgt hatten wie ihre eigene.

Kurz vor unserem Eintreffen dort beschloß Cesar, sich einen eigenen Garten anzulegen, und Pepe half ihm bei jeder Kleinigkeit, von der Wahl der Lage bis zum Fällen und Verbrennen der Bäume. Pepe genoß das um so mehr, als er und sein Freund die ganze Zeit schwatzten und Späße machten.

Nach fünfjähriger Rückenstärkung hatte Cesar das Gefühl, daß ihn keiner zu diesem Projekt trieb und war ebenso frei, Freude an der Arbeit zu empfinden, wie Pepe oder irgendein anderer Indianer.

Pepe erzählte uns, daß alle in Arepuchi darüber froh waren, da Cesar zunehmend unzufrieden und reizbar geworden war. „Er wollte sich gern einen eigenen Garten anlegen" – lachte Pepe – „aber er wußte es selber nicht!" Pepe fand es sehr komisch, daß es jemanden gab, der nicht wußte, daß er arbeiten wollte.

Mich brachten diese vereinzelten Hinweise darauf, daß wir in der Zivilisation einigen schwerwiegenden Mißverständnissen hinsichtlich der menschlichen Natur verfallen sind, damals nicht auf allgemeine Prinzipien über diesen Sachverhalt. Doch wenn ich auch noch keine Vorstellung davon entwickelt hatte, was ich denn wissen wollte, oder auch nur Klarheit darüber, daß ich überhaupt etwas suchte, so erkannte ich doch wenigstens, daß ich einen Weg gefunden hatte, dem zu folgen sich lohnte. Das genügte, mir die nächsten Jahre hindurch eine Richtung zu geben.

Die zweite Expedition, diesmal in eine Gegend sechs Wochen weit von den äußersten Grenzgebieten des spanisch sprechenden Venezuela entfernt, wurde von einem anderen Italiener geleitet, einem Professor mit der festen Meinung, Mädchen hätten in Urwäldern nichts zu suchen. Dennoch gelang es einem meiner früheren Reisepartner, mir seine widerwillig gewährte Zustimmung zu verschaffen. So konnte ich also den Weg in die Steinzeitwelt der Yequana- und Sanema-Stämme beschreiten – in eine Welt, die durch das, was man „undurchdringlichen" Regenwald nannte, vor äußeren Einflüssen bewahrt geblieben war: sie lag im Flußbecken des oberen Caura nahe der brasilianischen Grenze.

Die stark individuelle Persönlichkeit der Männer, Frauen und Kinder war hier sogar noch offensichtlicher, war es doch hier noch nie notwendig gewesen, als Abwehr gegen Fremde einen leeren Gesichtsausdruck zu kultivieren, wie es die Tauripans taten; aber in diesem völlig fremden Land übersah ich, daß der unwirkliche Eindruck seiner Bewohner darauf zurückzuführen war, daß es bei ihnen „Unglücklichsein" nicht gab, ein bedeutender Faktor in jeder mir bekannten Gesellschaft. Auf verschwommene Weise ist es mir wohl so vorgekommen, als führe irgendwo hinter den Bäumen, knapp außer Sichtweite, der Geist Cecil B. De Milles Regie – in klassischem, eindimensionalem Hollywood-Stil mit allen Klischees über „Wilde". Unsere „Regeln" über menschliches Verhalten waren auf sie nicht anwendbar.

Drei Wochen lang lebte ich allein unter den Yequana; meine Reisegefährten waren in dieser Zeit, wie sie berichteten, von einer großen Gruppe Pygmäen, denen sie nicht ausweichen konnten, aufgehalten und wie Haustiere gehalten worden. In dieser kurzen Zeit verlernte ich mehr von den mir anerzogenen Grundsätzen als auf der gesamten ersten Expedition. Und ich fing an, den Wert des Verlernungsprozesses zu erkennen. Mehrere weitere Beiträge zu einer alternativen Ansicht über das Thema Arbeit drangen durch die abschirmenden Schichten meiner Vorurteile.

Einer war das offensichtliche Fehlen eines Wortes für „Arbeit" im Wortschatz der Yequana. Sie verfügten über das Wort

‚tarabaho‘ für Geschäfte mit Nichtindianern, welche sie aber, abgesehen von uns, fast nur vom Hörensagen her kannten. Es handelte sich hier um eine geringfügig falsche Aussprache des spanischen Wortes ‚trabajo‘; es bezog sich recht genau auf das, was die Conquistadores und deren Nachfolger darunter verstanden. Mir fiel auf, daß es von allen Wörtern, die ich von ihnen lernte, die einzige Ableitung aus dem Spanischen war. Es schien bei den Yequana keinen Begriff von Arbeit zu geben, welcher dem unseren ähnlich war. Es gab Worte für jede Tätigkeit, die darin enthalten sein könnte, aber keinen Gattungsbegriff.

Da sie zwischen Arbeit und anderen Arten, die Zeit zu verbringen, nicht unterschieden, war es kein Wunder, daß sie sich in Bezug auf das Wasserholen so irrational (wie ich damals urteilte) verhielten. Mehrmals täglich verließen die Frauen ihre Feuerstelle und gingen jedesmal mit zwei oder drei kleinen Kürbisflaschen eine Wegstrecke den Berg hinunter, balancierten einen halsbrecherischen Hang hinab, der bei Nässe äußerst glitschig war, füllten die Kürbisse in einem Bächlein und kletterten nach oben zum Dorf zurück. Der ganze Vorgang nahm etwa zwanzig Minuten in Anspruch. Viele von ihnen trugen außer den Kürbisflaschen noch Babies.

Als ich das erstemal mit hinunterging, fiel mir auf, wie unbequem es doch war, nach einem ständig benötigten Gebrauchsartikel so weit zu laufen. Es war unbegreiflich, wieso sie sich nicht eine Dorflage mit leichterem Zugang zum Wasser aussuchten. Auf der letzten Strecke des Weges, am Flußufer, war ich verkrampft vor Angst, weil ich auf jeden Schritt achten mußte, um nicht hinzufallen. Die Yequana verfügen freilich über einen hervorragenden Gleichgewichtssinn und kennen, wie die nordamerikanischen Indianer, keine Höhenangst; doch tatsächlich fielen weder sie noch ich je hin; und mir allein mißfiel es, auf meine Schritte achtgeben zu müssen. Ihre Schritte waren ebenso vorsichtig, doch sie verzogen nicht wie ich das Gesicht über die „Mühsal“ des Aufpassens. Sie fuhren fort zu schwatzen und leise ihre Späße zu machen, auf ebenem

oder abschüssigem Boden; denn gewöhnlich gingen sie in Gruppen von zwei, drei oder mehr, und wie immer herrschte Festtagsstimmung.

Einmal am Tag legte jede Frau ihre Kürbisflaschen und ihre Kleidung (einen kleinen schürzenähnlichen Lendenschurz sowie die an Fußgelenken, Knien, Handgelenken, Oberarmen, Hals und Ohren getragenen Ketten) ans Ufer und badete sich und ihr Baby. Wie viele Frauen und Kinder auch immer daran teilnahmen – das Bad erweckte den Eindruck von römischem Luxus. Jede Bewegung verriet sinnliche Freude, und die Babies wurden wie so wunderbare Schätze gehandhabt, daß ihre Besitzerinnen sich genötigt fühlten, mit vorgetäuschter Bescheidenheit im Gesicht ihre Freude und ihren Stolz zu verbergen. Der Gang den Berg hinab verlief in demselben Stil des Nur-ans-Beste-gewöhnt-Seins, beinahe selbstgefällig, und ihre letzten gefahrvollen Schritte in den Fluß hinein hätten einer Miss World Ehre gemacht, die gerade vortritt, um ihre Krone zu empfangen. Dies traf auf alle Yequanafrauen und Mädchen zu, die ich sah, obgleich wegen ihrer unterschiedlichen Persönlichkeiten der jeweilige Ausdruck ihres Wohlbehagens gänzlich verschieden war.

Nach einiger Überlegung fiel es mir schwer, mir eine „bessere“ Art vorzustellen, wie die Zeit des Wasserholens genutzt werden könnte, jedenfalls im Hinblick auf das Wohlbehagen. Andererseits, wenn man den Fortschritt oder seine Handlanger Schnelligkeit, Leistung und Neuartigkeit als Maß nahm, waren die Gänge zum Wasser ausgesprochen schwachsinnig. Doch hatte ich den Erfindungsreichtum des betreffenden Volkes zur Genüge erfahren, um nicht zu bezweifeln, daß sie einige Bambusröhren oder einen Seilzug zur Überwindung des glitschigen Teils zusammengesetzt oder mir eine Hütte am Fluß gebaut hätten, hätte ich sie nur gebeten, etwas zu erfinden, um mir den Weg zum Wasserholen zu ersparen. Ihnen selbst fehlte der Antrieb zum Fortschritt, empfanden sie doch weder ein Bedürfnis, noch einen Druck aus irgendeiner Richtung, ihre Lebensweise zu ändern.

Daß ich es als Bürde empfand, von meiner vollkommen ausreichenden Koordination Gebrauch machen zu müssen, oder mich, einem unreflektierten Grundsatz folgend, über den Zeitaufwand für die Erfüllung eines Bedürfnisses ärgerte, war eine willkürliche Wertzuordnung, die ihre Kultur nicht teilte.

Eine weitere die Arbeit betreffende Einsicht ergab sich mehr als eine Erfahrung denn eine Beobachtung. Anchu, der Häuptling des Yequana-Dorfes, machte es sich zur Gewohnheit, mich, wann immer er die Gelegenheit fand, zu glücklicherem Verhalten anzuleiten. Ich hatte soeben einen Glasschmuck gegen sieben Zuckerrohre eingetauscht und war auch dabei, eine Lektion über die Handelsmethoden eines Volkes in mich aufzunehmen, dem gute Beziehungen untereinander wichtiger sind als ihre Geschäfte; darüber werde ich später noch etwas sagen. Anchus Frau machte sich schon auf den Weg zurück zu ihrer Hütte an einem einsamen Ort in der Nähe; Anchu sowie ein Sanema, der offenbar sein Hausdiener war, und ich sollten über zwei Berge zu dem auf einem dritten Berg gelegenen Dorf zurückkehren. Die sieben Rohre lagen auf dem Boden, wo Anchus Frau sie liegengelassen hatte. Anchu wies den Sanema an, drei zu nehmen und nahm selber weitere drei auf die Schulter; einen ließ er auf dem Boden liegen. Ich erwartete, die Männer würden sie alle tragen, und als Anchu auf das letzte Rohr wies und sagte: „Amaadeh" – Du –, empfand ich einen Anflug von Ärger bei dem Gedanken, daß man mir befahl, etwas den steilen Weg zurückzutragen, wo es doch zwei starke Männer gab, die das tun konnten. Doch fiel mir gerade rechtzeitig ein, daß Anchu sich früher oder später immer als derjenige erwies, der beinahe alles am besten wußte.

Ich nahm das Rohr auf die Schulter, und da Anchu wartete, daß ich voranginge, begann ich den ersten Aufstieg. Die Last der Angst vor dem langen Rückmarsch, die sich auf dem Hinweg angestaut und beim Mittagessen in Anchus Haus und dann im Zuckerrohrgarten noch verstärkt hatte, war nun noch durch die neue Tatsache vermehrt worden, daß ich zusätzlich ein schweres Zuckerrohr tragen sollte. Die ersten paar Schritte waren erschwert durch das Gewicht der Erinnerung an die Mühsal, die mir Urwalddurchquerungen immer bereiteten, besonders bergauf und wenn ich irgendetwas zu tragen hatte, das mir die Hände nicht freiließ.

Ganz plötzlich jedoch fiel all dieses zusätzliche Gewicht von mir ab. Anchu gab nicht das geringste Anzeichen, daß ich schneller gehen solle, daß mein Ansehen leiden würde, wenn ich eine bequeme Gangart beibehielt, daß man mich aufgrund meiner Leistung beurteilte, oder daß die Zeit unterwegs in irgendeiner Hinsicht weniger erfreulich sei als die Zeit nach der Ankunft.

Eile hatte auf ähnlichen Unternehmungen mit meinen weißen Reisegefährten stets eine Rolle gespielt, desgleichen die ängstliche Bestrebung, mit den Männern Schritt zu halten, um die Ehre des „schwachen Geschlechts" zu verteidigen, sowie die nie in Frage gestellte Annahme, es handele sich um eine unerfreuliche Angelegenheit, weil sie körperliches Durchhaltevermögen und innere Entschlossenheit auf die Probe stellte. Diesmal beseitigte das ganz anders geartete Verhalten von Anchu und dem Sanema diese Elemente: ich war einfach jemand, der mit einem Zuckerrohr auf der Schulter durch den Urwald lief. Jedes Gefühl von Wettbewerb war verschwunden, und die physische Anstrengung verwandelte sich von einer meinem Körper auferlegten Bürde zu einem befriedigenden Beweis seiner Kraft; meine zähneknirschende Märtyrer-Entschlossenheit war nicht mehr angebracht.

Dann kam zu meiner Freiheit noch eine ganz neue Freude: mir war plötzlich bewußt, daß ich nicht nur ein Zuckerrohr trug, sondern ein Stück von einer Last, in die drei Gefährten sich teilten. Ich hatte von „Gemeinschaftsgeist" reden hören, bis der Begriff nichts mehr beinhaltete als Heuchelei in der Schule und im Sommerzeltlager. Die eigene Stellung war immer gefährdet gewesen. Man fühlte sich ständig bedroht, beobachtet, beurteilt. Das einfache Vorhaben, in Partnerschaft mit einem Gefährten eine Aufgabe zu erfüllen, war in einem Gewirr von Wettbewerbsgeist verlorengegangen; das Urgefühl der

Freude darüber, seine Kräfte mit denen anderer zu vereinen, konnte nie auch nur aufkommen.

Unterwegs erstaunte mich die Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit der ich ging. Normalerweise hätte ich mich, in Schweiß gebadet und mich zum äußersten antreibend, nicht schneller bewegt. Vielleicht eröffnete sich mir eine Ahnung von dem Geheimnis der Indianer, wie sie es fertigbrachten, trotz ihrer im allgemeinen geringeren Muskelkraft unsere wohlgenährten Muskelmänner zu schlagen. Sie gingen sparsam mit ihren Kräften um, indem sie sie nur zur Erfüllung der jeweiligen Aufgabe einsetzten und nicht an damit verknüpfte Spannungen verschwendeten.

Ich erinnerte mich an mein Erstaunen über die Tauripans auf der ersten Expedition. Als sie einmal, jeder mit einer Last von etwa fünfunddreißig Kilo auf dem Rücken, vorsichtig eine „Brücke“ überquerten, die aus einem einzigen schmalen, quer über den Fluß gefällten Baumstamm bestand, fiel tatsächlich einem von ihnen ein Witz ein, und er machte mitten auf dem Baumstamm halt, drehte sich um, erzählte ihn den sich hinter ihm stauenden Männern und ging dann weiter, während er und seine Freunde alle auf ihre charakteristisch melodische Art lachten. Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, daß ihnen die Umstände nicht genauso zu schaffen machten wie uns; daher machte ihre Fröhlichkeit einen merkwürdigen, fast verrückten Eindruck auf mich. (Tatsächlich ähnelte es ihrer Gewohnheit, mitten in der Nacht, wenn alle schliefen, einen Witz zu erzählen. Obwohl einige laut schnarchten, wachten alle sofort auf, lachten und schliefen innerhalb von Sekunden wieder ein, mit Schnarchen und allem. Für sie war Wachsein nicht unangenehmer als Schlafen, und so wachten sie völlig munter auf – beispielsweise erwachten einmal alle Indianer gleichzeitig, weil sie ein Rudel gefährlicher Pekaris [Nabelschweine] in der Ferne hörten, obwohl sie geschlafen hatten; wohingegen ich, wach und den Geräuschen des umgebenden Urwalds lauschend, gar nichts bemerkt hatte.) Wie die meisten Reisenden hatte ich ihr mir fremdes Verhalten beobachtet, ohne es zu verstehen, und nie

versucht, die Kluft zwischen ihrem Ausdruck des Menschseins und dem unsrigen zu überbrücken.

Auf dieser zweiten Expedition jedoch gewann ich Geschmack an den neuen Ideen, die mir kamen, wenn ich feststehende Thesen in Frage stellte, wie zum Beispiel „Der Fortschritt ist gut“, „Der Mensch muß Gesetze machen, nach denen er leben kann“, „Ein Kind gehört zu seinen Eltern“, „Muße ist angenehmer als Arbeit“.

Die vierte und fünfte Expedition, diesmal unter meiner eigenen Leitung, die eine von vier-, die andere von neunmonatiger Dauer, führten mich wieder in dieselbe Gegend; und die Entwicklung setzte sich fort. Meinen Tagebüchern ist zu entnehmen, daß die Technik des Verlernens mir nach und nach zur zweiten Natur wurde. Dennoch: Was die übergreifenden, fraglos hingenommenen Grundaussagen betraf, auf denen meine eigene Kultur ihre Ansicht über das Menschsein gründete – etwa: daß Unglücklichsein ein ebenso legitimer Bestandteil von Erfahrung sei wie Glücklichsein und zur Würdigung des Glücks unabdingbar, oder: daß mit der Jugend mehr Vorteile einhergingen als mit dem Alter – diese Denkmuster zur Überprüfung aufzubrechen, brauchte ich noch sehr lange.

Am Ende der vierten Reise kehrte ich nach New York zurück. Mein Kopf war voll von all dem, was ich gesehen hatte, und mein Standpunkt war so bar von Voraussetzungen, daß die Wirkung war, als käme ich nach langem Umherirren bei Null an. Ich hielt meine Beobachtungen getrennt wie Einzelteile eines Puzzlespiels, mich hütend, irgendetwas zusammenzufügen, war ich doch mittlerweile gewohnt, alles zu zerlegen, was verdächtig nach einem Bündel von Verhaltensmustern aussah, die sich als Prinzipien des Menschseins ausgaben.

Erst als ein Verleger mich bat, etwas Ausführlicheres über eine Behauptung von mir zu schreiben, die in der ‚New York Times‘[1] zitiert worden war, begann ich, den Vorgang des Nie-

[1] „Ich würde mich schämen, den Indianern gegenüber zuzugeben, daß dort, wo ich herkomme, die Frauen sich nicht imstande fühlen, ihre

derreißens umzukehren. Stück für Stück nahm ich nun allmählich die Ordnung wahr, die nicht nur meinen Beobachtungen in Südamerika zugrundelag, sondern auch den nackten Bruchstücken, in die ich meine Erfahrung vom Leben in der Zivilisation zerlegt hatte.

Noch war ich zu jenem Zeitpunkt ohne Theorie; doch während ich ohne Scheuklappen um mich blickte, nahm ich erstmalig einige der Verbiegungen in den Personen meiner Umgebung wahr und begann auch einige der Kräfte zu verstehen, die die Verbiegungen bewirkten. Nach etwa einem Jahr erkannte ich ferner die entwicklungsgeschichtlichen Ursprünge menschlicher Erwartungen und Neigungen, und dadurch wurde mir allmählich der hohe Grad des Lebensgenusses meiner wilden Freunde im Vergleich zu dem der Zivilisierten klar.

Ehe ich diese Gedanken jedoch in einem Buch behandeln wollte, hielt ich eine fünfte Expedition für angebracht, von der ich vor einiger Zeit zurückgekehrt bin. Ich wollte mir die Yequana noch einmal ansehen, diesmal auf dem Hintergrund meiner neugeformten Ansichten, um herauszufinden, ob sich meine erst nachträglich zu einer Beweisführung zusammengefügten Beobachtungen durch bewußtes Studium in nützlicher Weise vermehren ließen.

Der Landeplatz, den wir auf unserer zweiten Expedition geschaffen und auf der dritten und vierten benutzt hatten, war zum Platz für ein Missionshaus und eine Wetterstation geworden, die beide verlassen waren. Die Yequana waren – obwohl einige von ihnen Hemden und Hosen erworben hatten – auf beruhigende Weise unverändert, und die benachbarten Sanema hielten ebenso an ihrer überlieferten und bewährten Lebensweise fest, obwohl sie durch Krankheit dem Aussterben nahe waren.

Beide Stämme waren gewillt, für Geschenke von außerhalb zu arbeiten oder Waren einzutauschen, nicht aber, dafür irgend-

Kinder großzuziehen, bevor sie nicht ein Buch mit den von einem fremden Mann geschriebenen Anleitungen dazu gelesen haben."

einen Teil ihrer Anschauungen, Traditionen oder ihrer Lebensweise herzugeben. Einige Gewehre und ein paar Taschenlampen erweckten in ihren Besitzern ein begrenztes Verlangen nach Schießpulver, Schrot, Zündhütchen oder Batterien; aber es war nicht stark genug, sie zu irgendeiner Arbeit, die ihnen keine Freude machte, bzw. zur Fortsetzung einer ihnen langweilig gewordenen Tätigkeit zu veranlassen.

Einige Einzelheiten, die sich zufälliger Beobachtung entzogen hatten, wie z. B., ob Kinder beim elterlichen Geschlechtsverkehr anwesend sind oder nicht, konnten durch Befragen geklärt werden, desgleichen solche, die für jene Art Kultur, welche der menschlichen Natur so gut entspricht, bedeutsam waren – wie etwa ihre Vorstellungen vom Kosmos, ihre Mythologie, schamanische Verrichtungen etc.

Hauptsächlich jedoch diente Expedition Fünf dazu, mich zu versichern, daß meine aus der Erinnerung rekonstruierte Interpretation ihres Verhaltens der Wirklichkeit entsprach. In der Tat wurden die einstmals unerklärlichen Handlungen der Indianer beider Stämme im Lichte der Kontinuum-Prinzipien nicht nur verständlich, sondern häufig voraussagbar.

Bei der Suche nach Ausnahmen, die mir Brüche in meiner Argumentation aufzeigen könnten, stellte ich fest, daß sie immer wieder „die Regel bestätigten"; so etwa im Falle eines Säuglings, der am Daumen lutschte, den Körper versteifte und wie ein zivilisiertes Baby schrie; er stellte für mich kein Rätsel dar, da er kurz nach der Geburt von dem Missionar in ein Krankenhaus in Caracas gebracht und dort acht Monate gepflegt worden war, bis seine Krankheit ausgeheilt war und er zu seiner Familie zurückgebracht werden konnte.

Dr. Robert Coles, der Kinderpsychiater und Schriftsteller, den eine amerikanische Stiftung mit der Begutachtung meiner Anschauungen beauftragt hatte, sagte mir, man habe ihn „als Spezialisten auf diesem Fachgebiet" herangezogen, doch leider sei „dieses Fachgebiet noch nicht existent", und weder er noch sonst jemand könne als Autorität darin gelten. Der Begriff des „Kontinuum" muß daher an seinen eigenen Maßstäben gemes-

sen werden, indem er jene halbverschütteten Gefühle und Fähigkeiten in jedem Einzelnen anspricht – oder auch nicht –, die ich damit beschreiben und wieder in ihr Recht einsetzen möchte.

2. Der Begriff „Kontinuum“

Etwa zwei Millionen Jahre hindurch war der Mensch – obwohl die gleiche Art Tier wie wir es sind – ein Erfolg. Er war vom Affendasein zum Menschsein evolviert als Sammler-Jäger mit einem wohl angepaßten Lebensstil, der ihm, wäre er beibehalten worden, sicher noch viele Millionenjubiläen beschert hätte. So wie es heute steht, sind sich jedoch die meisten Ökologen einig, daß seine Chancen, auch nur noch ein Jahrhundert zu überleben, mit den Ereignissen eines jeden Tages immer geringer werden.

In den wenigen kurzen Jahrtausenden jedoch, seit er von der Lebensweise abgewichen ist, an die ihn die Evolution angepaßt hatte, hat er nicht nur die natürliche Ordnung des gesamten Planeten verwüstet, sondern er hat es auch fertiggebracht, das hochentwickelte sichere Gespür in Mißkredit zu bringen, das sein Verhalten endlose Zeiten hindurch leitete. Viel davon wurde erst kürzlich untergraben, als die letzten Schlupfwinkel unserer instinktiven Fähigkeiten ausgehoben und dem verständnislosen Blick der Wissenschaft preisgegeben wurden. Immer häufiger wird unser angeborenes Gefühl dafür, was am besten für uns ist, durch Mißtrauen abgeblockt, während der Intellekt, der nie viel über unsere wahren Bedürfnisse wußte, beschließt, was zu tun sei.

Es steht z. B. nicht dem Verstand zu, darüber zu entscheiden, wie man ein Baby behandeln muß. Lange ehe wir einen Entwicklungsstand erreichten, der dem des *homo sapiens* ähnelte, verfügten wir über hervorragend genaue Instinkte, die über jede Einzelheit der Kinderaufzucht Bescheid wußten. Aber wir haben alle miteinander dieses altbewährte Wissen so vollständig verwirrt, daß wir heute Forscher ganztags damit beschäftigen, herauszuklügeln, wie wir uns zu unseren Kindern, zueinander

mittels dessen sie sich beschweren könnten, keine der Rechte gewährt, die ihre ausdrucksfähigeren Eroberer einander zubilligen.

Der Brauch hat die Behandlung von Kleinkindern dem mütterlichen Belieben überlassen. Sollte es jedoch jeder Mutter gestattet sein, ihr Kind zu vernachlässigen, es zu schlagen, weil es weint, es zu füttern, nicht wenn es danach verlangt, sondern wenn es *ihr* paßt, es Stunden, Tage, Monate hindurch allein in einem Zimmer leiden zu lassen, wo es doch seinem innersten Wesen nach sich mitten im Leben befinden sollte?

Die Kinderschutzvereine befassen sich nur mit der gröbsten Art von Übergriffen. Unserer Gesellschaft muß dabei geholfen werden, den Ernst des Kleinkindern angetanen Verbrechens zu erkennen, das heutzutage als normale Behandlung gilt.

Selbst in einer Kultur wie der unsrigen, die sich entwickelt hat, ohne die wirklichen Bedürfnisse der Menschen zu berücksichtigen, ist mit einem Verständnis des menschlichen Kontinuums die Möglichkeit gegeben, in jeder kleinsten sich von Tag zu Tag ergebenden Angelegenheit unsere Chancen zu verbessern und unsere Irrtümer zu verringern. Ohne erst auf Gelegenheit zu größerer Gesellschaftsveränderung zu warten, können wir uns unseren Kindern gegenüber angemessen verhalten und ihnen eine gesunde persönliche Grundlage vermitteln, von der aus sie mit jeder ihnen begegnenden Situation fertigzuwerden vermögen. Statt sie Entbehrungen leiden zu lassen, so daß ihnen nur eine Hand bleibt, mit der sie die Außenwelt bewältigen können, während die andere mit inneren Konflikten beschäftigt ist, können wir sie auf die Füße stellen – beide Hände bereit, den Herausforderungen der Außenwelt zu begegnen.

Erkennen wir erst einmal die Folgen unserer Behandlung von Babies, Kindern, anderen und uns selbst und lernen, das wirkliche Wesen unserer Gattung zu respektieren, dann werden wir unvermeidlich sehr viel mehr erfahren über unsere Anlage zur Freude.

Berichte und Überlegungen zur Neuauflage 1988

Über Eltern

Drei Monate vor dem ersten Erscheinen dieses Buches bat mich ein Bekannter, die Korrekturfahnen einem Ehepaar zu geben, das sein erstes Baby erwartet. Später lernte ich dann Millicent, die Frau, kennen, als sie mit dem mittlerweile drei Monate alten Seth zu mir zum Mittagessen kam. Sie sagte mir, sie und ihr Mann Mark (der Arzt ist) seien überzeugt von der Stichhaltigkeit meiner Ansichten, weil diese mit ihren eigenen Empfindungen übereinstimmten. Sie fand es sehr wichtig, daß auch andere Eltern das Buch lesen würden, befürchtete jedoch, daß einige von der Vorstellung, sie müßten monatelang ihr Baby unentwegt herumtragen, entmutigt werden könnten.

„Ich konnte es schon einsehen", sagte sie, „aber ich war sicher, daß ich nicht Tag und Nacht etwas einem zehn bis fünfzehn Pfund schweren Kartoffelsack Vergleichbares mit mir herumschleppen würde. Ich fürchte, Sie werden viele Leute damit abschrecken. Warum beschränken Sie sich nicht auf den Satz: ‚Leg die Einkäufe in den Kinderwagen und trag das Baby', den ich im Radio von Ihnen hörte? Die meisten werden sicher bereit sein, das zu befolgen; und wenn sie dann nach Hause kommen, werden sie es weiterhin tragen wollen. Ich habe Seth nie abgesetzt, weil mir nie danach zumute war."

„Genau so war es gemeint", sagte ich. „Es funktioniert nur, wenn das Baby da ist und *deine* Gefühle für das Baby nicht negiert werden; aber nicht, weil jemand dir sagt, du solltest es so machen. Man wird sich ja auch wohl kaum gern in solchem Maße in den Dienst ‚irgendeines Babies' einspannen lassen, bevor man es kennengelernt und sich in es verliebt hat."

„Das Problem, ein Bad zu nehmen, habe ich gelöst, indem

ich Seth mit in die Wanne setze und ihn gleichzeitig bade", fuhr sie fort. „Wenn Mark rechtzeitig nach Hause kommt, kann er nicht widerstehen und springt auch mit hinein. Er schläft genausogern wie ich mit Seth zusammen.

Ich hab gelernt, wie ich meine ganze Haus- und Gartenarbeit machen kann, ohne Seth abzusetzen. Ich setze ihn nur ab, wenn ich die Betten mache; dann lasse ich ihn zwischen den Laken und Decken herumrollen, und das mag er sehr. Und ich warte, bis Mark mir helfen kann, Kohlen aus dem Keller zu holen. Die einzige Zeit, in der Seth und ich getrennt sind, ist, wenn ich mein Pferd reite. Dann hält ihn eine Bekannte im Arm. Aber ich kann es immer kaum erwarten, ihn nach dem Reiten wieder an mich zu nehmen. Es fühlt sich ‚richtig' an, ihn bei mir zu haben. Zum Glück habe ich, zusammen mit einer Freundin, eine Druckerei; ich brauchte also nicht seinetwegen meinen Job aufzugeben. Ich arbeite im Stehen; und inzwischen hab ich mich daran gewöhnt, ihn in einer Schlinge auf dem Rücken oder an der Hüfte zu tragen. Wenn er trinken will, kann ich ihn nach vorne schwingen. Er braucht nicht erst zu weinen, er grunzt nur und greift danach. Auch nachts braucht er nur herumzuschnüffeln, und ich weiß, daß er hungrig ist. Ich lege ihn einfach an eine Brust an und werde nicht einmal richtig wach."

Seth war während des ganzen Essens entspannt und still; und er ließ sich, wie ein Yequana-Baby, ohne Mühe halten.

Es ist verständlich, wenn bei uns Babies in Büros, Läden, Werkstätten oder sogar bei abendlichen Feiern nicht willkommen sind. Meistens schreien und strampeln sie, wedeln mit den Armen und versteifen sich, so daß man zwei Hände und viel Aufmerksamkeit benötigt, um sie unter Kontrolle zu halten. Offenbar sind sie dadurch, daß sie so lange den Kontakt mit dem sich natürlich entladenden Energiefeld eines aktiven Menschen entbehren, so stark mit gebundener Energie aufgeladen, daß sie steif und verspannt sind, wenn man sie aufnimmt. Sie versuchen dann, ihr Unbehagen loszuwerden, indem sie die Glieder biegen oder der sie tragenden Person Zeichen geben, daß sie auf dem Knie geschaukelt oder in die Luft geworfen und aufgefan-

gen werden wollen. Millicent war erstaunt darüber, wie entspannt Seths Körper im Vergleich zu dem anderer Babies war. Sie sagte, die anderen fühlten sich alle wie Schürhaken an.

Sobald man einmal erkennen würde, daß aus den Babies mit Sicherheit stille, sanfte und anspruchslose kleine Geschöpfe werden, wenn man sie so behandelt, wie die Menschen es seit hunderttausenden von Jahren getan haben, brauchten sie arbeitende Mütter, die nicht den ganzen Tag ohne erwachsene Gesellschaft gelangweilt und isoliert verbringen wollen, nicht mehr in Konflikte zu stürzen. Die Babies wären dann dort, wo sie hingehören: bei ihren Müttern an deren Arbeitsstelle; und auch die Mütter wären, wo sie sein sollten: bei ihresgleichen – wo sie sich nicht mit Säuglingspflege beschäftigen würden, sondern mit etwas, das einem intelligenten Erwachsenen gemäß ist. Aber die Arbeitgeber werden wohl erst dann dafür aufgeschlossen sein, wenn der Ruf der Babies sich gebessert hat. Die Zeitschrift „MS" machte den heroischen Versuch, Babies in ihr Büro mitbringen zu lassen; er hätte jedoch nicht so heroisch sein müssen, wären die Babies nicht in Körbchen auf nahegelegenen Schreibtischen isoliert worden, sondern statt dessen in Körperkontakt mit einem Menschen geblieben.

Nicht jedermann praktiziert Kontinuum-Prinzipien schon so früh und so zufrieden wie Millicent und Mark, die mittlerweile noch weitere Kinder so wie Seth großziehen. Eine Mutter, Anthea, schrieb mir, ihr sei gleich beim Lesen des Buches klargeworden, daß sie lieber auf ihre Intuition anstatt auf die „Experten" in Sachen Säuglingserziehung hätte hören sollen. Jetzt hatte sie jedoch einen Vierjährigen, Trevor, mit dem sie „alles verkehrt gemacht" hatte. Ein weiteres Baby war unterwegs und würde von Anfang an ein „Kontinuum-Baby" sein – aber was ließ sich mit Trevor jetzt machen?

Es wäre nicht nur schwierig, einen Vierjährigen herumzutragen, damit er sein versäumtes Auf-dem-Arm-Stadium nachholt: es ist auch wichtig für ihn, zu spielen, die Umwelt zu erforschen und zu lernen, wie es seinem tatsächlichen Alter entspricht. Ich schlug vor, Anthea und Brian sollten Trevor nachts bei sich

schlafen und tagsüber alles so ziemlich beim alten lassen – außer daß sie ihn, wann immer er wollte, auf den Schoß nehmen und soweit wie möglich körperlich für ihn verfügbar sein sollten. Ich bat sie auch, täglich alle Vorfälle zu notieren, da das Buch gerade erschienen war und ich meinte, ihre Erfahrungen könnten für andere von Nutzen sein.

Anthea führte getreulich Buch. In den ersten Nächten bekam keiner von ihnen viel Schlaf. Trevor zappelte und quengelte. Zehen stießen in Nasen, Ellbogen in Ohren. Zu den unmöglichsten Zeiten wurde nach einem Glas Wasser verlangt. Einmal legte sich Trevor quer statt parallel zu seinen Eltern, mit dem Resultat, daß sie sich auf beiden Seiten an die Ränder der Matratze klammern mußten. Mehr als einmal stampfte Brian morgens gereizt und mit roten Augen ins Büro. Aber sie hielten durch – anders als manche Leute, die nach drei oder vier Versuchsnächten zu mir sagten: „Es geht nicht, wir konnten nicht schlafen", und dann aufgaben.

Nach drei Monaten berichtete Anthea, es gebe keine Störungen mehr; alle drei schliefen jede Nacht glückselig durch. Und es verbesserte sich nicht nur die Beziehung zwischen Anthea und Trevor und zwischen Brian und Trevor merklich, sondern ebenso die zwischen Anthea und Brian. „Und", sagte sie am Schluß ihres Berichts, dieses Thema zum erstenmal erwähnend, „Trevors Aggressivität in der Vorschule hat sich gelegt."

Einige Monate später kehrte Trevor aus freien Stücken in sein eigenes Bett zurück, da er genug hatte von dem, was eigentlich die Schlaferfahrung des Säuglings hätte sein sollen. Natürlich lag auch sein neues Schwesterchen im Bett ihrer Eltern, und auch nachdem er abgezogen war, wußte Trevor, daß er dort willkommen war, wann immer er das Bedürfnis danach verspürte.

Es war eine schöne Bestätigung, zu hören, daß sich – nach vier Jahren – in nur drei Monaten so viel wiedergutmachen ließ. Ich war sehr ermutigt und konnte von nun an auf Vorträgen und in Beantwortung ähnlicher Fragen, die man in Briefen an mich richtete, Trevors Geschichte erzählen.

Eine andere Frau, Rachel, deren vierköpfige Familie fast erwachsen war, schrieb: „Ich glaube, Ihr Buch gehört zu den grausamsten Dingen, die ich je gelesen habe. Ich will nicht sagen, Sie hätten es nicht schreiben sollen. Ich sage nicht einmal, daß ich wünschte, es nicht gelesen zu haben. Es ist einfach so, daß mich das Buch aufs tiefste beeindruckt, tief verletzt, außerordentlich gefesselt hat. Ich will der möglichen Wahrheit Ihrer Theorie nicht ins Auge sehen und versuche mein möglichstes, dem auszuweichen... (Gott möge Ihnen vergeben für Ihre Beschreibung, was Babies alles zu erdulden haben, denn, in den unsterblichen Worten Noël Cowards, *ich* werde es nie tun!) ... Ich finde es eigentlich erstaunlich, daß Sie nicht irgendwann einmal geteert und gefedert worden sind ... Jede Mutter, die das liest, muß ihr möglichstes tun, um den Konsequenzen auszuweichen... Wissen Sie, ich bin ehrlich überzeugt: nur solange ich glaubte, all der Ärger, den wir durchmachen, sei normal und unvermeidlich – ‚natürlich!' (um ein Wort zu gebrauchen, das man oft als Trost von anderen Müttern, Kinderpsychologen und aus Büchern hört) –, war er überhaupt zu ertragen. Jetzt, da Sie in meinen Kopf den Verdacht eingeschleust haben, es könnte ganz anders sein – nun, ich sage Ihnen ganz offen, daß ich vierundzwanzig Stunden lang nach dem Lesen Ihres Buches – ganz zu schweigen von der Zeit während des Lesens – so deprimiert war, daß ich mich am liebsten erschossen hätte."

Zum Glück tat sie das nicht, und wir sind seither eng befreundet; sie ist eine starke Befürworterin des Kontinuum-Konzepts geworden und ich eine Bewunderin ihrer Ehrlichkeit und ihres Umgangs mit Worten. Doch die von ihr ausgedrückten Empfindungen: die Depression, die Schuldgefühle, das Bedauern, sind bei Lesern mit erwachsenen Kindern nur allzuoft aufgetreten.

Natürlich ist es schrecklich, daran zu denken, was wir in bester Absicht den Menschen, die wir am meisten lieben, angetan haben. Und denken wir auch daran, was unsere liebenden Eltern, gleichermaßen unwissend/unschuldig, *uns* angetan haben und

was zweifellos ihnen angetan wurde. Beim Quälen eines jeden neuen vertrauensvollen Babies steht uns die gebildete Welt in ihrer Mehrheit zur Seite. Das ist uns zur Gewohnheit geworden (aus Gründen, über die ich hier nicht spekulieren will). Ist aber deswegen irgend jemand von uns berechtigt, die Schuld oder gar das schreckliche Gefühl, betrogen worden zu sein, auf sich zu nehmen, als hätte einer allein es besser wissen können?

Andererseits: Wenn wir uns aus Angst vor jenem unzumutbaren Gefühl persönlicher Schuld weigern zu erkennen, was uns allen von uns allen angetan wird – wie können wir dann hoffen, je auch nur irgend etwas daran zu ändern? Den Teil, zum Beispiel, der uns am nächsten liegt? Nancy, eine reizende weißhaarige Dame, erzählte mir bei einem meiner Vorträge in London, seit sie und ihre 35jährige Tochter mein Buch gelesen hätten, habe das neugewonnene Verständnis ihrer Beziehung sie einander näher gebracht, als sie es je gewesen seien. Eine andere Mutter, Rosalind, erzählte mir, wie sie nach dem Lesen des Buches geweint habe und in eine mehrere Tage andauernde Depression verfallen sei. Ihr Mann war verständnisvoll und kümmerte sich geduldig um ihre beiden kleinen Mädchen, während Rosalind krank darniederlag, unfähig, ihr Leben in dem neuen Licht weiterzuführen. „An einem bestimmten Punkt", sagte sie mir, „wurde mir bewußt, daß mein einziger Weg nach vorn darin lag, das Buch noch einmal zu lesen ..., dieses Mal, um Kraft daraus zu schöpfen."

Über unsere merkwürdige Blindheit

Ein Bekannter rief mich eines Tages in großer Erregung an. Er hatte im Bus hinter einer Frau aus Westindien und ihrem kleinen Kind gesessen, die sich einer unbeschwerten, von Respekt gekennzeichneten Beziehung erfreuten, wie man sie in der britischen Gesellschaft selten sieht. „Es war wunderschön", sagte er. „Ich hatte dein Buch gerade zu Ende gelesen, und da waren sie: lebendige Beispiele. Ich bin schon vorher unter vielen sol-

chen Leuten gewesen, ohne jemals zu sehen, was mir jetzt so offensichtlich scheint. Jedenfalls habe ich bisher nie begriffen, was wir daraus lernen können, sobald wir einmal verstehen, wie sie so geworden sind ... und weshalb *wir* nie so werden."

So blind sind wir, daß es in England tatsächlich eine Organisation gibt, die sich ‚Nationale Vereinigung von Eltern schlafloser Kinder' nennt. Sie scheint nach dem Modell der Anonymen Alkoholiker zu funktionieren. Die Opfer schreiender Babies werden dort gestärkt mit Sympathiebekundungen von Mit-Leidenden und Trostworten wie: „Das geht irgendwann vorüber", „Wechseln Sie sich mit dem Ehepartner ab, so daß jeder manchmal schlafen kann, während der andere aufsteht", „Es schadet einem Baby nicht, wenn man es allein schreien läßt, solange Sie wissen, daß ihm nichts fehlt". Das beste, was sie zu sagen haben, ist: „Wenn alles andere fehlschlägt, wird es dem Baby eigentlich nicht schaden, wenn Sie es in Ihrem Bett schlafen lassen."

Nie wird vorgeschlagen, daß sie den Krieg beenden und den Babies Glauben schenken sollten, die einstimmig und ganz eindeutig jedermann wissen lassen, wo ein Baby am besten aufgehoben ist.

Wenn sich alles ums Kind dreht

Eltern, bei denen das Sorgen fürs Kind den ganzen Tag bestimmt, werden sich vermutlich nicht nur selbst langweilen und auf andere langweilig wirken; ihre Art von Fürsorge ist wahrscheinlich nicht einmal sehr gesund. Ein Säugling hat das Bedürfnis, sich mitten im Leben eines aktiven Menschen zu befinden, bei ständigem Körperkontakt und angeregt durch sehr viele Erfahrungen der Art, wie sie später Teil seines Lebens sein werden. Die Rolle eines Babies, das auf dem Arm getragen wird, ist passiv, wobei all seine Sinne wachsam sind. Gelegentlich genießt es direkte Aufmerksamkeit: Küsse, Kitzeln, In-die-Luft-geworfen-werden usw. Doch sein hauptsächliches

Geschäft besteht darin, die Handlungen, Interaktionen und Umgebungen der Erwachsenen bzw. Kinder, die sich um es kümmern, zu beobachten. Diese Information bereitet Babies darauf vor, ihren Platz unter den Menschen ihrer Umgebung einzunehmen – weil sie verstanden haben, was diese tun. Wenn man diesen machtvollen Drang stört, indem man ein Baby gewissermaßen fragend anblickt, wenn man von ihm fragend angeblickt wird, so schafft man tiefe Frustration: sein Geist wird blockiert. Seine Erwartung einer starken, beschäftigten Mittelpunktsperson, der gegenüber es Randfigur sein kann, wird durch einen emotional bedürftigen, servilen Menschen, der bei ihm Bestätigung oder Zustimmung sucht, unterminiert. Das Baby wird dann immer mehr Unmutszeichen geben – jedoch nicht, um noch mehr Aufmerksamkeit zu erhalten; es handelt sich dann vielmehr um die Forderung, in erwachsenenzentrierte Erfahrung miteinbezogen zu werden. Viel von der Frustration, die ein solches Baby erkennen läßt, entstammt seiner Unfähigkeit, durch seine Signale, daß etwas nicht stimmt, irgend etwas Stimmendes herbeizuführen.

Später gehören dann zu den am meisten verbitterten und „widerspenstigen" Kindern solche, deren unsoziales Benehmen eine Bitte ist, man möge ihnen kooperatives Verhalten beibringen. Durch Verwöhnung werden den Kindern konstant die Beispiele eines erwachsenen-zentrierten Lebens vorenthalten, wo sie den Ort, den sie suchen, in einer naturgemäßen Hierarchie von mehr oder weniger bewußten Erfahrungen finden könnten, und wo ihre erwünschten *Handlungen* akzeptiert, die unerwünschten *Handlungen* abgelehnt werden, während *sie selbst* sich immer akzeptiert wissen. Kinder brauchen das Gefühl, daß man sie ihrer Natur nach für soziale Menschen mit guten Absichten hält, die sich bemühen, das Richtige zu tun, und sie erwarten ein zuverlässiges Verhalten der Älteren als Orientierung. Ein Kind sucht Information darüber, was man tut und was man nicht tut. Wenn es also einen Teller zerbricht, muß es Ärger oder Traurigkeit über dessen Zerstörung sehen, aber nicht Liebesentzug erfahren – als ob es nicht selber ärgerlich oder traurig darüber wäre, ihn

fallengelassen zu haben, und sich nicht aus eigener Initiative vornähme, vorsichtiger zu sein.

Wenn Eltern nicht zwischen erwünschten und unerwünschten Handlungen unterscheiden, wird das Kind sie oft um so mehr stören und unterbrechen – in dem Versuch, sie zu zwingen, ihre eigentliche Rolle einzunehmen. Dann kann es vorkommen, daß die Eltern es nicht mehr ertragen können, daß ihre „Geduld" noch mehr strapaziert wird und sie ihre ganze angestaute Wut an dem Kind auslassen. Womöglich sagen sie, sie hätten „genug", und schicken es hinaus. Daraus ist zu schließen, daß das bisherige Benehmen, das sie noch ertrugen, in Wirklichkeit schlecht war, daß sie aber ihre wahren Gefühle darüber unterdrückten und daß erst die unverbesserliche Schlechtigkeit des Kindes der Vorspiegelung, es sei akzeptiert, schließlich ein Ende setzte. Genau so stellt sich dieses Spiel für die Kinder in vielen Familien dar: sie erkennen schließlich, daß man von ihnen erwartet, sie würden versuchen, mit so viel unerwünschtem Verhalten wie möglich durchzukommen, ehe das Donnerwetter auf sie hereinbricht, wenn sie schließlich mit ihrem wahren Gesicht als unakzeptierbar entlarvt sind.

In Extremfällen, wenn die Eltern – oftmals solche, die erst in späten Jahren ihr erstes Kind bekamen – in ihre kleinen Lieblinge so vernarrt sind, daß sie nie einen erkennbaren Unterschied zwischen gutem und schlechtem Verhalten machen, sind die Kinder fast außer sich vor Frustration. Bei jedem neuen „Willst du dies haben?", „Möchtest du das tun?", „Was möchtest du gern essen ... machen ... tragen?", „Was soll die Mama jetzt machen?", rebellieren sie.

Ich kannte ein entzückendes zweieinhalbjähriges Mädchen, das so behandelt wurde. Sie lächelte schon überhaupt nicht mehr. Immer wenn die Eltern ihr etwas, das sie erfreuen sollte, schmeichelnd anboten, antwortete sie mit unzufriedenem Grollen und hartnäckig wiederholtem „Nein!". Ihre Ablehnung verstärkte nur die unterwürfige Schmeichelei der Eltern, und so ging das verzweifelte Spiel weiter. Nie gelang es der Kleinen, ihre Eltern dazu zu bewegen, ein Beispiel zu geben, aus dem sie

hätte lernen können, denn *sie* erwarteten immer von *ihr* die Führung. Sie waren bereit, ihr zu geben, was immer sie wollte; doch sie waren nicht imstande, ihr wirkliches Bedürfnis zu begreifen, nämlich einfach dabeizusein, während sie ihr eigenes Leben als Erwachsene führten.

Kinder verwenden ein enormes Maß an Energie darauf, Aufmerksamkeit zu erringen – aber nicht, weil sie Aufmerksamkeit als solche benötigten. Sie geben zu erkennen, daß ihre Erfahrungen unannehmbar sind, und sie versuchen nur deshalb die Aufmerksamkeit einer Bezugsperson zu erringen, um diese Erfahrungen zu korrigieren. Ein lebenslanges Streben nach Aufmerksamkeit ist einfach eine Fortsetzung der Unfähigkeit des frustrierten Kindes, sie von Anfang an zu bekommen – bis die Suche nach der ursprünglichen Beachtung schließlich zum Selbstzweck wird: zu einer Art zwanghaftem Kampf, den eigenen Willen gegen den der anderen durchzusetzen. Daher kann eine Form elterlicher Zuwendung, die nur immer dringlichere Signale des Kindes auslöst, gar nicht angemessen sein. Die Logik der Natur verbietet den Glauben an die Evolution einer Spezies, für die es charakteristisch ist, ihre Eltern millionenfach zur Raserei zu treiben. Wir brauchen nur einen Blick auf die Menschen in Ländern der Dritten Welt zu werfen, die nicht das ‚Privileg' hatten, beigebracht zu bekommen, wie man seine Kinder nicht versteht und ihnen nicht vertraut – und wir sehen Familien in Frieden miteinander leben, in denen jedes Kind vom vierten Lebensjahr an sich zu einer willigen und nützlichen Erweiterung der familiären Arbeitskraft entwickelt.

Neue Überlegungen zur Psychotherapie

Mein Ansatz zum Heilen der Auswirkungen frühkindlicher Versagung hat sich von dem Versuch, die versäumten Erfahrungen selbst zu reproduzieren, weiterentwickelt zu dem Bestreben, die bewußten und unbewußten Botschaften, die als deren Ergebnis in der Psyche belassen sind, umzuwandeln. In meiner eigenen

Praxis als Psychotherapeutin habe ich festgestellt, daß allzu geringe oder negative Erwartungen des Patienten gegenüber sich selbst und der Welt sich erfolgreich umformen lassen, wenn man genau versteht, welcher Art diese Erwartungen sind, wie sie entstanden und weshalb sie irrig sind. Das eingefleischte Gefühl von Unzulänglichkeit war ganz am Anfang das Wissen um den eigenen wahren Wert. Dieses Wissen wird verraten und ausgehöhlt von Erfahrungen, die irrige Vorstellungen nach sich ziehen – Vorstellungen, die ein Säugling oder Kind nicht in Frage stellen kann. Ängste, namenlose, formlose Androhungen von Folgen, die zu entsetzlich sind, um sie sich auch nur vorzustellen, beschneiden jegliche Freiheit des Handelns oder Denkens in solcher Richtung. Diese Ängste sind manchmal so einengend, daß man sein eigenes Leben nur in einem selbstgeschaffenen gefängnisähnlichen Umfeld zu leben vermag.

Wenn man einen solchen Schrecken zu seinem Ursprung zurückverfolgt, erweist er sich für den Erwachsenen als eine Erfahrung, die beängstigend nur für ein Kind ist. Das unablässige, energieraubende Bemühen, der Begegnung mit diesem Schrecken auszuweichen, wird automatisch aufgegeben; und der dadurch blockierte Teil des eigenen Lebens, so beträchtlich oder gering er sein mag, kann zu guter Letzt zu seinem Recht kommen. Man kann sich selbst dann gestatten, das zu tun oder zu sein, was immer jener Schrecken verbot: Erfolg zu haben oder zu versagen, ein ‚netter Mensch' zu sein oder eben nicht, zu lieben oder das Geliebtwerden zu akzeptieren, Risiken einzugehen oder sie nicht einzugehen – ohne daß ein unangemessener Zwang den Gebrauch der eigenen intuitiven und intellektuellen Urteilskraft verhindert.

Ende der siebziger Jahre, während der letzten Jahre seiner dreißigjährigen bahnbrechenden Untersuchungen auf dem Gebiet der Abreaktions-Therapie, war es mir vergönnt, zeitweise bei Dr. Frank Lake in seinem Zentrum in Nottingham mitzuarbeiten. Er hatte dieses Buch gelesen, und es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß die Verstöße gegen das menschliche Empfinden, die mich so stark beschäftigen, nicht mit der Geburt beginnen, sondern be-

reits während der gleichermaßen prägenden Zeit *in utero*. Das dramatische Wiedererleben dieser Erfahrungen bei seinen zahlreichen Klienten und später bei einigen der meinen überzeugte mich, daß er recht hatte. Und dies um so mehr, als er diese Abreaktionen in mir selbst hervorbrachte, noch ehe ich jemand anderen zusammengerollt in foetaler Hilflosigkeit erlebt hatte, wie er Gliedmaßen auf jene besondere Art bewegte und Töne hervorbrachte und Emotionen ausdrückte, die ich später dann als jenem Stadium zugehörig erkannte.

Noch immer mache ich von dieser Methode Gebrauch, wenn ein Klient an dem Punkt anlangt, wo es für ihn wichtig ist, etwas über seine Geburt, seine frühkindliche oder intrauterine Erfahrung zu wissen. Doch mein Eindruck ist, daß das Abreagieren an sich, so dramatisch es sein mag, nicht sehr oft von therapeutischem Wert ist. Der Wert der Erfahrung liegt in ihrem Beitrag zur Information des Betreffenden, der dann integriert wird in dessen neues Verständnis davon, wie die Dinge in Wirklichkeit sind – im Gegensatz zu dem, wofür er sie immer gehalten hat. Gelegentlich kann eine Abreaktion das letzte Stück eines Puzzles liefern, das dann den Sprung vom Verständnis zur Realisierung ermöglicht, wenn sich schließlich im spontanen Verhalten die entdeckte Wahrheit spiegelt. Doch es ist die Wahrheit selbst, die den Wandel bewirkt, und, wie es scheint, allein die Wahrheit, gleichgültig, wie man zu ihr kommt – ob durch entschlossene Spürarbeit, induktive oder zuweilen deduktive, ob durch das Neubewerten von Vorstellungen (meistens ‚gut' und ‚böse' betreffend), die seit ihrer Ausbildung in der Kindheit ungeprüft blieben, ob durch Abreaktion oder durch Hinweise von anderen Menschen, die ein bestimmtes Ereignis, das für den Klienten seinerzeit einer Katastrophe gleichkam, *nicht* vergessen „mußten". Die befreienden Folgen dieses Prozesses zeigen sich gewöhnlich recht rasch, und größere innere Wandlungen brauchen Monate anstatt Jahre.

Im Licht des Kontinuum-Konzepts betrachtet, handelt es sich bei einem Menschen mit solchen Problemen um ein von Natur aus ‚richtiges' Geschöpf, dessen artgemäße Bedürfnisse nicht

erfüllt worden sind. Seine evolutionären Erwartungen wurden von jenen, deren Rolle es gewesen wäre, sie zu respektieren oder zu erfüllen, mit selbstgerechter Ablehnung oder Verurteilung aufgenommen und behandelt. Eltern, die für ihr Kind nicht aufgeschlossen sind, bewirken in ihm fatalerweise das Gefühl, es sei selbst irgendwie nicht liebenswert, wertvoll oder ‚gut' genug. Seiner Natur nach kann es sich nicht vorstellen, sie seien im Unrecht; also muß es wohl selbst schuld sein. Wenn nun dieser Mensch zu der Einsicht gelangt, daß sein Weinen oder Schmollen, seine Selbstzweifel, seine Gleichgültigkeit oder Rebellion richtige menschliche Erwiderungen auf eine falsche Behandlung waren, verändert sich dementsprechend sein ganzes Empfinden, selbst im Unrecht zu sein. Meines Erachtens ist eine Rückschau auf die persönliche Geschichte eines Menschen in diesem Licht an sich schon von lindernder Wirkung und erzeugt eine heilsame Atmosphäre für jemanden, der bisher gewohnt war, daß man ihm das Gefühl gab, wertlos, unwillkommen oder schuldig zu sein. Es hat mich gefreut zu hören, daß auch viele andere Psychotherapeuten die in meinem Buch vertretene These vom Kontinuum nützlich fanden – für sich selbst ebenso wie für ihre Studenten und die Menschen, die bei ihnen in Behandlung sind.

Tatsächlich hat sich in den zehn Jahren seit dem Erscheinen des Buches in vielen Bereichen – so in der Geburtshilfe, in der Kinderpflege, in sozialen Einrichtungen und in der Psychologie – ein weit empfänglicheres Klima für die hier vertretenen Ansichten entwickelt; dies zeigt sich auch an der immer umfassenderen Suche nach glaubwürdigen Prinzipien, nach denen sich leben läßt. Besonders ermutigend fand ich die Beschreibung einer Filmfigur in einer kürzlich erschienenen Kritik im ‚Time Magazine', wo es hieß: „Ihr Sinn für gesellschaftliche Verantwortung wird von unanfechtbarem Instinkt bestimmt, und nicht von fragwürdiger Ideologie." Ich hoffe, diese Neuauflage kann dazu beitragen, daß unsere höchst fragwürdige Ideologie in zunehmendem Maße von unanfechtbarem Instinkt durchdrungen wird.